

Zeitschrift für Germanistik

Neue Folge

VI - 3/1996

Herausgeberkollegium

Klaus-Dieter Hähnel (Geschäftsführender Herausgeber, Berlin)

Peter Uwe Hohendahl (Ithaca)

Yoshio Koshina (Tokyo)

Gotthard Lerchner (Leipzig)

Norbert Oellers (Bonn)

Ernst Osterkamp (Berlin)

Werner Röcke (Berlin)

Erhard Schütz (Berlin)

Inge Stephan (Berlin)

Horst Wenzel (Berlin)

Wissenschaftlicher Beirat

Hans Eichner (Toronto) – Walter Grab (Tel Aviv) – Dennis Howard Green (Cambridge) – Wolfdietrich Hartung (Berlin) – Renate von Heydebrand (München) – Frank Hörnigk (Berlin) – Bernd Hüppauf (New York) – Gerd Labrousse (Amsterdam) – Tadeusz Namowicz (Warschau) – Kurt Nyholm (Åbo) – Rainer Rosenberg (Berlin) – Barbara Sandig (Saarbrücken) – Simonetta Sanna (Sassari) – Hinrich C. Seeba (Berkeley) – Franz Simmler (Berlin)



PETER LANG

Europäischer Verlag der Wissenschaften

Bern · Berlin · Frankfurt am Main · New York · Paris · Wien

Herausgegeben von der
Philosophischen Fakultät II / Germanistik
der Humboldt-Universität zu Berlin

Redaktion:

Doz. Dr. Klaus-Dieter Hähnel
(Geschäftsführender Herausgeber)
Dr. Brigitte Peters

Anschrift der Redaktion:
Zeitschrift für Germanistik
Humboldt-Universität
D-10099 Berlin
Sitz: Schützenstraße 18-24
Tel.: (030) 20196 609
Fax.: (030) 20196 630

Redaktionsschluß: 1.06.1996

Erscheinungsweise: 3mal jährlich

Bezugsmöglichkeiten und Inseratenverwaltung:
Peter Lang AG
Europäischer Verlag der Wissenschaften
Jupiterstraße 15
CH-3015 Bern

Tel.: (031) 940 21 21
Fax: (031) 940 21 31

Manuskripte sind, auf Diskette geschrieben (MS-DOS) und mit zwei Ausdrucken versehen, an die Redaktion zu schicken.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Die Autoren von Abhandlungen und Diskussionen erhalten 20, die Rezensenten 10 Sonderdrucke unentgeltlich.

Jahresabonnement(s) zum Preis von
DM 164,00* / sFr. 140,00 / FF 560,00 / US-\$ 99,80
pro Jahrgang zzgl. Versandkosten
Jahresabonnement(s) für Studierende
gegen Kopie der Immatrikulationsbescheinigung
DM 110,00* / sFr. 94,00 / FF 376,00 / US-\$ 66,80
* DM-Preise exkl. Umsatzsteuer

ISSN 0323-7982

© Peter Lang AG, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Bern 1996
Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: Weihert Druck GmbH, Darmstadt

Diskussion

VILMOS ÁGEL

Von der Sprache – über den Gegenstand der Sprachwissenschaft und die Natur des sprachlichen Zeichens – zur Literatur

Von der Sprache führen verschiedene Wege zur Literatur. Manche dieser Wege sind breite Autobahnen, andere gewöhnliche Landstraßen und wieder andere nur dünne Pfade. Unter den ‚interdisziplinären Autobahnen‘ gibt es m.E. zwei, die breiter und fundamentaler sind als die anderen. Diese basaleren *Primi inter basalen pares* sind: (1) Der Gegenstand von Sprach- und Literaturwissenschaft; (2) die Natur des sprachlichen Zeichens.

1. Zum Gegenstand der Linguistik

Die Beantwortung der Frage, was der Gegenstand der Sprach- und was der Gegenstand der Literaturwissenschaft ist, entscheidet darüber, ob die Zusammenarbeit überhaupt möglich ist, und wenn ja, in welcher Form. Dabei scheint der Ball eher auf der linguistischen Hälfte zu sein, denn die interdisziplinäre Arbeit hängt viel eher von der Definition von Sprache ab als von der Definition von Literatur: ‚Sprache‘ ist in vielerlei Hinsicht eine wesentlich gefährlichere Abstraktion als ‚Literatur‘ (ÁGEL 1996).

Seit den Anfängen der modernen Linguistik im 19. Jahrhundert gibt es immer wieder Bestrebungen, die Sprache als Naturphänomen zu bestimmen und somit einen naturwissenschaftlichen linguistischen Gegenstand zu etablieren (JÄGER 1993). Es liegt – wörtlich – in der Natur der Sache, daß eine sich so definierende sprachsystembesessene Linguistik sich eher mit den Kausalgesetzen der Naturwissenschaften als mit den Sinndeutungen der Literaturwissenschaft verbunden fühlt. Sie muß nämlich sowohl die konkrete Textproduktion und -rezeption als auch den sprachproduzierenden und -rezipierenden Menschen für ephemere und nebensächlich halten. Daß jedoch die Sprache – genauer: das Sprechen in einer Einzelsprache – keinen kausalen Gesetzen gehorcht, zeigt uns am deutlichsten der Prozeß des Sprachwandels. Den Ausgangspunkt des Sprachwandels bilden nämlich immer okkasionelle Rede-Akte¹ von Fleisch-und-Blut-Menschen (COSERIU 1974; KELLER 1990). Exemplifizieren wir dies an einem Univerbierungsprozeß, der mittel- und frühneuhochdeutschen Umdeutung pränominaler Genitive in Bestimmungsglieder

Vorliegender Text geht auf einen Vortrag zurück, der am 17.3.1995 in Budapest im Rahmen einer Festsitzung zu Ehren der Literaturwissenschaftlerin Zsuzsa Széll gehalten wurde. Er erscheint auch in

der Festschrift für sie (Budapest, vorr. 1996). Für wichtige Hinweise danke ich Andreas Gardt.
1 ‚Rede‘ im Sinne von COSERIU (1975).

von Determinativkomposita² (GROSSE 1985, 1156; ERBEN 1985, 1344; NITTA 1987; PAVLOV 1995), z.B. [[*der sonnen*] *schein*] > [*der [sonnenschein]*]]. Es dürfte schwierig sein, dafür zu argumentieren, daß diese Uminterpretation in den Molekülen und elektrischen Strömen mancher spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gehirne nur ihren kausal vorgezeichneten Lauf nahm; daß sie unabhängig von Kontext und Situation verlief; daß sie unabhängig von Individuen, von deren intellektuellen und sprachlichen Fähigkeiten, Normen und Intentionen erfolgte. Und vor allem würde eine kausale Begründung erfordern, die räumliche Ausbreitung der Umdeutung als eine Epidemie aufzufassen. Folglich müßte auch nach medizinisch genau beschreibbaren Viren, die für die Ausbreitung verantwortlich gemacht werden könnten, gesucht werden. Die Bestrebungen, einen naturwissenschaftlichen linguistischen Gegenstand zu etablieren, führen also in die falsche Richtung, sie machen uns jedoch auf zwei gravierende Probleme auch in bezug auf die geisteswissenschaftlich orientierte Linguistik aufmerksam:

Das *erste* Problem ist, daß die geisteswissenschaftliche Linguistik die biologischen Grundlagen des Sprechens sträflich vernachlässigt hat. Wenn ich einen Unfall verursache, so kann ich zwar die Schuld daran nicht dem Gravitationsgesetz oder anderen physikalischen Gesetzen, die im Motor meines Autos wirksam sind, geben. Wäre ich jedoch statt mit einem Auto mit einer Pferdekutsche herumgefahren, wäre der Unfall entweder nicht passiert oder ganz anders ausgefallen. Der Linguist muß also die biologischen Grundlagen des Sprechens ernst nehmen, ohne daraus den Schluß zu ziehen, die Linguistik sei eine neurophysiologische Disziplin und habe das Gehirn zu untersuchen.

Das *zweite* Problem ist, daß aus der offensichtlichen Nichtkausalität des Sprechens nicht auf dessen Finalität (im Sinne von: Teleologizität) geschlossen werden darf. Nicht nur die Vorstellung, der Sprachwandel würde kausalen Gesetzen gehorchen, ist abenteuerlich, genauso abenteuerlich ist die Vorstellung, die Sprecher wollten, indem sie sprechen, ihre Sprache verändern. Der sog. exogene Sprachwandel, d.h. sprachliche Veränderungen infolge absichtlicher Einwirkungen auf die Sprache, stellt einen marginalen und theoretisch uninteressanten Bereich des Sprachwandels dar. Das Ergebnis des Sprachwandels ist also zwar ein Kultur- (und kein Natur)Produkt, aber kein Kulturprodukt, auf das Rede-Akte abzielen. Sprachwandel ist das Ergebnis menschlicher Handlungen, aber nicht das Ziel ihrer Intentionen. Somit wird Sprache *via Sprachwandel* als ein nicht-intendiertes Kulturphänomen, als ein sog. Phänomen der 3. Art eingeordnet (KELLER 1990; vgl. auch COSERIU 1980, 136). Und somit wird auch klar: Die Seinsbestimmung des Gegenstandes der Linguistik kann kein Ergebnis synchroner Strukturbeschreibungen sein, sie kann nur aus dem Mechanismus des Sprachwandels abgeleitet werden.³ Und

2 Nominalphrasen mit pränominalen Genitiv und ‚uneigentliches‘ Kompositum sind erst ab der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts sauber zu unterscheiden. Belege, die nicht eindeutig der einen oder der anderen Klasse zugeordnet werden können, gibt es im 16. Jahrhundert noch massenweise: *der stat pau-meister, des reichs regiments, hungers not, glaubens sache* usw. (EBERT 1993, 338f.).

3 Da Sprachen ‚von Natur aus‘ veränderlich sind und da es in der Seinsweise der Sprache keine Sprach-

zustände gibt, sondern Zustand und Veränderung zusammenfallen (COSERIU 1974), bin ich der Ansicht, daß Sprachtheorien in Sprachwandeltheorien integriert werden müssen und nicht umgekehrt. Insofern würde ich noch weiter gehen als KELLER (1995, 10), der – ebenfalls gegen das herrschende Paradigma – für eine Gleichstellung eintritt: „Das Verständnis von Wandel und Genese der Sprache ist ein konstitutives Moment des Verständnisses ihres Wesens, und *vice versa*.“

über dessen Grundzüge, über das geordnete Zusammenspiel von Zufällen und Notwendigkeiten, besteht weitgehender Konsens in den führenden Sprachwandeltheorien.

Der Gegenstand der Linguistik ist also ein biologisch verankertes Kulturphänomen der 3. Art. Eine Theorie, die in der Lage ist, die biologische Verankerung der Sprache mit ihrer Einordnung als Kulturphänomen der 3. Art in (methodologisch kontrollierten) Einklang zu bringen, ist m.E. der Radikale Konstruktivismus. Aus linguistischer Sicht bietet er die große Chance, den Gegenstand der Sprachwissenschaft derart zu bestimmen, daß dabei Literaturwissenschaft und Linguistik ihre ehemals unnatürlich natürliche Nähe auf natürlich unnatürliche Weise wiedergewinnen. Ich habe an anderer Stelle einen ersten Versuch gemacht, den Gegenstand einer radikal konstruktivistischen Linguistik in Anlehnung an COSERIU (1988) Theorie des Sprechens zu umreißen (ÁGEL 1995) bzw. die bisherigen Gegenstände der Sprachwissenschaft in Frage zu stellen (ÁGEL 1996). Deshalb kann ich hier die Bauarbeiten an unserer ersten Autobahn unterbrechen. Ich wende mich im folgenden unserem zweiten Primus, der Natur des sprachlichen Zeichens zu. Verbindungen zur knappen Gegenstandsbestimmung werden jedoch un schwer zu erkennen bzw. noch zu erörtern sein.

2. Zur Natur des sprachlichen Zeichens

Motto: In dem Maß, in dem die Sprachwissenschaft das *arbitraire du signe* einschränkt, trägt sie bei zu einer Annäherung der beiden Disziplinen (CHRISTMANN 1985, 85). Die Diskussion über die Arbitrarität oder Motiviertheit des sprachlichen Zeichens nimmt ihren wissenschaftsgeschichtlichen Lauf mit Platons Kratylos (RIJLAARSDAM 1978; KELLER 1995, 22ff.) und beherrscht weite Teile der antiken, mittelalterlichen und neuzeitlichen Sprachphilosophie und Grammatiktheorie (COSERIU 1968; CHRISTMANN 1985; GARDT 1994, 45ff., 251ff.). Das Prinzip der Arbitrarität des sprachlichen Zeichens, wie es von William Dwight Whitney in seinem 1875 erschienenen Buch *The Life and Growth of Language* formuliert wird, stellt die vorläufige Summe der Argumentation der Verfechter der Arbitraritätsthese dar, bildet aber zugleich – durch den großen Einfluß Whitneys auf Saussure – den Auftakt zum modernen sprachtheoretisch-semiotischen Diskurs: „Jedes Wort jeder menschlichen Sprache ist im eigentlichsten Sinne ein willkürliches und conventionelles Zeichen: willkürlich, weil von den Tausenden gangbarer Worte und den Zehntausenden, die erfunden werden könnten, jedes beliebige ebenso gut gelernt und für diesen bestimmten Zweck verwendet werden könnte; conventionell, weil der Grund der Bevorzugung des einen vor dem andern für diesen Zweck nur in der Thatsache liegt, daß es in der Gemeinschaft von Menschen, zu welcher der Sprechende gehört, schon so gebraucht wird.“ (WHITNEY 1876, 19f.)

Saussure setzt sich mit der Whitneyschen Auffassung der Arbitrarität auseinander und entwickelt dabei sein eigenes Arbitraritätsprinzip, das er zu seinem ersten semiotischen Grundsatz macht (der zweite ist der lineare Charakter des Zeichens).⁴ Er lehnt die

4 Eine Übersicht mit wissenschaftshistorischer Dokumentation der einzelnen Elemente der Saussureschen

Zeichentheorie geben COSERIU (1968, 107ff.) und RIJLAARSDAM (1978, 227ff.).

repräsentationistische Zeichenauffassung von Whitney und somit die Auffassung der Sprache als Nomenklatur entschieden ab (VIGENER 1979, 41ff.). Er teilt zwar Whitneys zitierte Interpretation der Willkürlichkeit als genetische Nichtnotwendigkeit (RIJLAARSDAM 1978, 286ff.; vgl. auch COSERIU 1968, 101), argumentiert aber zugleich auch auf einer rein semiotischen Ebene, die die Sprache als semiotische Tatsache betrifft. Danach ist die Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt arbiträr, weil es den *signifiant* (Lautkörper) und das *signifié* (den Inhalt) des späteren Zeichens vor ihrer Zeichenwerdung noch gar nicht gibt, weil also der Akt der Zeichenbildung gar kein repräsentativer, gedankenabbildender, sondern ein gedankenbildender⁵ (= synthetischer) Akt ist (JÄGER 1978, 27).⁶ Daß ein Lautkörper einem Inhalt arbiträr zugeordnet ist, ist demnach nur eine Feststellung *post festum*, die die semiotische Qualität des „conventionell“ (Whitney) gewordenen *Produktes* betrifft und die die eventuelle (biologische, soziale, historische) Motivierbarkeit des *Aktes* der Zeichenbildung nicht tangiert.⁷

Da nach Saussure der Grundsatz der Beliebigkeit des Zeichens von niemand bestritten werde (SAUSSURE ²1967, 79),⁸ findet das Prinzip Eingang in die linguistischen Einführungen und Lehrbücher, in denen es aber meist zu einer „bestimmten Vulgärvorstellung moderner Linguistik“ (CHRISTMANN 1985, 86) verkümmert: Die Darstellung wird gewöhnlich so stark verkürzt, daß der grundlegende Unterschied zwischen Saussure und Whitney verschwindet. Dies geschieht noch dazu eher zugunsten von Whitney und zuungunsten von Saussure, was zur Folge hat, daß unter Saussures Namen eher die Whitneysche Auffassung, die ihrerseits bis Aristoteles' *De interpretatione* zurückzuverfolgen ist, präsentiert wird.⁹

- 5 Ich benutze den Humboldtschen Terminus ‚gedankenbildend‘ nicht in dem Sinne, daß erst die Zeichenbildung die Bildung von Gedanken ermöglicht. *Signifiés* stellen nur eine mögliche Form von Gedanken, eben die sprachsynthetischen Gedanken, dar.
- 6 Folglich steht das Beliebigkeitsprinzip ganz und gar nicht im Widerspruch zum postulierten Systemcharakter der Sprache, wie HEESCHEN (²1974, 35) meint. Vgl. auch FREI 1974 und RIJLAARSDAM (1978, 278f., 300ff.).
- 7 Die Motivationen der Akte, die zur Bildung von einzelnen Zeichen (von Wörtern) führen, können im nachhinein kaum mehr nachvollzogen werden. Demgegenüber sind die Motivationen der Akte, die zur Bildung von komplexen Zeichen (von Texten, Sätzen, Syntagmen, Wortformen und gebildeten Wörtern) führen, sehr wohl nachvollziehbar, da komplexe konventionelle Zeichen oft durchsichtig sind und da komplexe nichtkonventionelle Zeichen im Sprechen erzeugt werden. Auch Saussures Motiviertheitsprinzip rekuriert auf komplexe Zeichen, wobei sich die die Arbitrarität einengende *solidarité syntagmatique* keinesfalls nur auf Komposita und Derivate beschränkt (FREI 1974, 122). Ansätze zu einer Zeichenauffassung, in der ähnlich Saussure zwischen motivierbarem Benennungsakt, motivierten

Zeichenverknüpfungen und arbiträren Einzelzeichen-Produkten unterschieden wird, finden sich u.a. bei Leibniz und Christian Wolff (COSERIU 1968, 97ff.; FREI 1974, 123, Anm. 7; GARDT 1994, 255ff.).

- 8 Auch die wichtigsten Argumente, warum sogar Onomatopoeitika und Interjektionen arbiträr seien, finden sich alle bei Saussure (und natürlich auch schon vor ihm, vgl. etwa RIJLAARSDAM 1978, 281ff.). Im übrigen hängt die Einschätzung der Onomatopoeitika, wie die Argumentation in KUBCZAK 1994 nahelegt, in hohem Maße von der jeweiligen Bedeutungsauffassung ab.
- 9 In der wohl neuesten Einführung in die Sprachwissenschaft von VATER wird die Willkürlichkeitsauffassung Saussures wie folgt wiedergegeben: Das sprachliche Zeichen ist „Willkürlich, weil in einer Lautfolge wie [baUm] nichts ist, was etwas mit der Bedeutung von *Baum* zu tun hat (vgl. frz. *arbre*, engl. *tree*, poln. *drzewo* etc.).“ (1994, 15f.) Diese lapidare Charakterisierung liest sich fast wie eine Paraphrase der entsprechenden Stelle bei Aristoteles (zit. in GARDT 1994, 251): „Das Nomen ist also ein Laut, der konventionell etwas bedeutet [...]. Die Bestimmung ‚konventionell‘ [...] will sagen, daß kein Nomen von Natur ein solches ist, sondern erst wenn es zum Zeichen geworden ist.“ Auch die unkom-

Was im 1. Kapitel des 1. Teils des „Cours“ zum Thema ‚Beliebigkeit des Zeichens‘ geschrieben steht, ist also der linguistisch grundausbildeten Öffentlichkeit wenigstens als „Vulgärvorstellung“ bekannt. Weniger bekannt ist allerdings, daß sich Saussure zum selben Thema im 6. Kapitel des 2. Teils noch einmal äußert – unter der Überschrift „Völlige und relative Beliebigkeit“: „Der Grundsatz der Beliebigkeit des Zeichens gestattet [...], in jeder Sprache das völlig Beliebige, d.h. das Unmotiviertere, von dem nur relativ Beliebigen zu unterscheiden. Nur ein Teil der Zeichen ist völlig beliebig; bei anderen kommt eine Erscheinung hinzu, die es möglich macht, Grade der Beliebigkeit zu unterscheiden, wodurch diese doch nicht aufgehoben wird: *das Zeichen kann relativ motiviert sein.*“ (S. 156). Saussures beliebige Zeichen sind also unmotiviert bis relativ motiviert. Z.B. sei das Zeichen *dreizehn* motivierter als das Zeichen *elf*. Da nach Saussure im „Mechanismus der Sprache“ zwei Typen von Relationen – syntagmatische und assoziative – funktionieren, hängen die Grade der Motiviertheit eines Zeichens von dessen linearer Komposition bzw. assoziativen Beziehungen zu anderen Zeichen ab. Das Zeichen *dreizehn* sei deshalb motivierter als *elf*, weil 1. *dreizehn* an die Konstituenten *drei* und *zehn* denken lasse und weil 2. mit *dreizehn* andere ähnlich gebaute Glieder wie *vierzehn*, *dreiundzwanzig* assoziiert würden (S. 156). Man kann es auch so formulieren: Wer einmal *drei* und *zehn* gelernt hat, dem wird *dreizehn* keine großen Lernschwierigkeiten bereiten. Hingegen hilft ihm die Kenntnis von *eins* und *zehn* beim Erlernen von *elf* nicht. Saussure beschränkt seine Lehre von der relativen Motiviertheit (der Beliebigkeit) keinesfalls auf Lexikologie und Wortbildung, ja nicht einmal auf einzelsprachinterne Relationen. Einerseits thematisiert er auch flexionsmorphologische Erscheinungen, andererseits stellt er Beispiele aus verschiedenen Sprachen einander gegenüber. Sein flexionsmorphologisches Beispiel und der Kommentar dazu nehmen modernste Forschungspositionen vorweg: Die engl. Pluralform *ships* erinnere durch ihre Bildung an die ganze Reihe *flags*, *birds*, *books*, während *men*, *sheep* nichts derartiges ins Gedächtnis rufen würden (S. 157). Sprachvergleichend stellt Saussure die Paare *Laub*, *feuillage* und *métier*, *Handwerk* gegenüber.

Richtungsweisend und wiederum modernste Positionen vorwegnehmend sind Saussures resümierende Feststellungen zur Lehre von der relativen Motiviertheit der Beliebigkeit: „Alles, was auf die Sprache als System Bezug hat, muß meiner Überzeugung nach von diesem Gesichtspunkt aus behandelt werden, um den die Sprachforscher sich fast gar nicht kümmern: die Einschränkung der Beliebigkeit. Das ist die denkbar beste Grundlage. In der Tat beruht das ganze System der Sprache auf dem irrationalen Prinzip der Beliebigkeit des Zeichens, das, ohne Einschränkung angewendet, zur äußersten Kompliziertheit führen würde; aber der Geist bringt ein Prinzip der Ordnung und Regelmäßigkeit in einen Teil der Zeichen, und das ist die Rolle des relativ Motivier-

mentierte Auflistung von Sprachbeispielen kann im ‚einzuführenden‘ Leser den Eindruck erwecken, daß Saussure der Nomenklaturtheorie anhing. Ein Kommentar ist um so notwendiger, als Saussure das Sprachenvielfaltsargument selbst inkonsequent formuliert (COSERIU 1968, 109, Anm. 66) bzw. Denotat

und Signifikat verwechselt (z.B. RIJLAARSDAM 1978, 297ff.). Für eine ausgewogene Einführung in die Saussuresche Zeichenauffassung im Rahmen einer Einführung in die Sprachwissenschaft vgl. MARTINET (1963, 18ff.).

ten. [...] Es gibt keine Sprache, in der nichts motiviert ist; sich eine Sprache vorzustellen, in der alles motiviert wäre, ist unmöglich gemäß der Definition. Zwischen diesen beiden äußersten Grenzen – Minimum von Organisation und Minimum von Beliebigkeit – findet man alle möglichen Verschiedenheiten. Die verschiedenen Idiome enthalten immer Elemente beider Art – völlig beliebige und relativ motivierte –, aber in sehr verschiedenen Verhältnissen, und das ist ein wichtiges Charakteristikum, das bei der Klassifizierung der Sprachen berücksichtigt werden könnte. In einem gewissen Sinn [...] könnte man sagen, daß die Sprachen, wo die Unmotiviertheit ihr Maximum erreicht, sehr *lexikologisch* sind, und diejenigen, wo sie sich auf ein Minimum beschränkt, sehr *grammatikalisch*. Nicht als ob Lexikon und Beliebigkeit einerseits, Grammatik und relative Motiviertheit andererseits immer synonym wären, aber doch besteht da im Grunde eine gewisse Gemeinsamkeit.“ (S. 158f.) Saussure, der nach der „Vulgärvorstellung“ rigorose Vater des Arbitraritätsprinzips, skizziert hier ein Forschungsprogramm des Motiviertheitsprinzips, ja er meint sogar, alles, was auf die Sprache als System Bezug hat, müsse vom Gesichtspunkt der Einschränkung der Beliebigkeit (*limitation de l'arbitraire*) aus behandelt werden.¹⁰ Dieser ‚andere‘ Saussure, d.h. der, dem das Motiviertheitsprinzip am Herzen liegt, ist der linguistisch grundausbildeten Öffentlichkeit – so darf ich mal unterstellen – weitgehend unbekannt. Gibt es aber wirklich den ‚anderen‘ Saussure?

Die zitierten Untersuchungen von Vigener und Jäger machen die Auffassung plausibel, daß sich Arbitrarität und Motiviertheit bei Saussure auf kohärente Weise ergänzen: Arbitrarität ist eine semiotische Tatsache, die das Produkt der Zeichenbildung obligatorischerweise charakterisiert, Motiviertheit ist hingegen eine sozial-historische Tatsache, die den Akt der Zeichenbildung – inklusive des Aktes der syntagmatischen und assoziativen Eingliederung des Zeichens in systemhafte Beziehungen (FREI 1974) – charakterisieren kann. Jedes Zeichen stellt eine neue Qualität dar, denn sein Lautkörper bildet weder vorgefertigte Gedanken ab, noch porträtiert das Zeichen außersprachliche Referenten.¹¹ Dies bedeutet aber natürlich nicht, daß der schöpferische Akt der Zeichenbildung, die kreative Tätigkeit selbst, unmotiviert sein muß, sondern es heißt nur, daß der Akt der Zeichenbildung (a) durch diverse Faktoren und (b) in unterschiedlichem Maße motiviert sein kann. Saussures zitierte Programmskizze enthält eine ganze Reihe von Anregungen und provoziert natürlich auch viele Fragen, unter denen es etliche gibt, die von der Sprache auch zur Literatur führen:

(1) Wie und von wem kann das sprachliche Zeichen motiviert werden? M.a.W., was/wer ist unter dem „Geist“ zu verstehen, der ein Prinzip der Ordnung und Regelmäßigkeit in einen Teil der Zeichen bringe?

(2) Was ist (umgekehrt) unter dem „Prinzip der Ordnung und Regelmäßigkeit“, das der Geist in einen Teil der Zeichen bringe, zu verstehen?

10 Der Name ‚Saussure‘ läßt einen wohl eher deshalb an die Arbitrarität denken, weil einem im allgemeinen als erstes die Frage nach der lautlichen Motiviertheit der Simplizia einfällt.

11 Das Gegenteil anzunehmen, wäre auch logisch nicht unproblematisch (MORAVCSIK 1980, 26).

(3) Wer/was ist der Maßstab der Motiviertheit einer Sprache?¹² Ein Textsortendurchschnitt? Die besten Dichter? Der Grundwortschatz?¹³

(4) Folgt aus dem Saussureschen Diktat, daß Minimum von Organisation und Minimum von Beliebigkeit die zwei Extreme in Sprachen darstellten, daß der gute Dichter u.a. daran zu erkennen ist, daß seine Sprache organisierter, d.h. motivierter, ist als die Sprache (!), in der er schreibt?

(5) Frage (4) provoziert die Frage, ob die verschiedenen Typen von Motiviertheiten auf einer ästhetischen Werteskala untergebracht werden können/sollen.

Von diesen Fragen gibt es am ehesten noch auf (1) und (2), die Fragen nach dem „motivierenden Geist“ und nach dem Prinzip (den Prinzipien) der Ordnung und Regelmäßigkeit, (Teil)Antworten. Das einschlägige Forschungsprogramm, das die Frage der Motiviertheit meist unter dem Stichwort ‚Ikonizität in der Sprache‘ behandelt,¹⁴ beruft sich zwar auch auf Saussure, hat aber den Namen eines anderen Wissenschaftlers auf seine Fahnen geschrieben: Charles Sanders Peirce (gest. 1914). PEIRCE, der eigentliche Begründer der Semiotik, unterscheidet drei Subklassen von Ikonen (von *hypoicons*), von denen wir hier nur die ersten beiden betrachten: *images* und *diagrams* (1960/II, 157 [§ 2.277]).¹⁵

Images repräsentieren „simple qualities“, die Beziehung zwischen *image* und *simple quality* kann bildliche Ikonizität (B-Ikonizität) genannt werden. Die B-Ikonizität ist der Typ von Motiviertheit, der Onomatopoetika charakterisiert. Diese Zeichen – genauer: ihre Lautkörper – ähneln den außersprachlichen Klängen und Lauten, auf die sie referieren. Scheinbar paradox (s.o.) formuliert: Der Akt der (sprachsynthetisch) gedankenbildenden Zeichenbildung besteht hier in einem Abbildungsversuch. Abgebildet wird aber natürlich nicht der Referent, sondern ein akustisches Bild von ihm. Die Gedankenbildung umfaßt also sowohl die Erzeugung eines akustischen Bildes als auch die Erzeugung eines artikulatorischen Skeletts, das durch das akustische Bild motiviert wird. Die B-Ikonizität, d.h. akustisch/artikulatorisch motivierte metonymische Beziehungen, scheint in den Sprachen marginal zu sein.¹⁶

Wesentlich interessanter als B-Ikonizität und unter interdisziplinärer Perspektive vielversprechend ist die Untersuchung der *diagrams*, „which represent the relations [...] of the parts of one thing by analogous relations in their own parts“ (ebenda), bzw. der diagrammatischen Ikonizität (D-Ikonizität). Selbst die sog. Lautsymbolik (vgl. JAKOBSON/WAUGH 1979, 177ff.) wie *mikro-makro* gehört eher in den Bereich der D-Ikonizität.¹⁷

12 Denn Sprachen – die deutsche, die chinesische usw. – gibt es nicht, wir kennen nur verschiedene Traditionen des Sprechens, „Techniken der Rede“ (KNOBLOCH 1988).

13 Und wenn es einen Konsens über den Maßstab gibt: Wie werden die gezählten und typisierten Motiviertheiten in der Wortbildung, Flexionsmorphologie und Syntax miteinander verrechnet?

14 Vgl. z.B. den Sammelband HAIMAN 1985; DOTTER 1990; HAIMAN 1993.

15 Die dritte Subklasse sind die *metaphors*.

16 In der Schrift ist ⟨o⟩ b-ikonisch, es bildet die Artikulationsgeste (die Geometrie des geöffneten Mundes) ab.

17 JESPERSEN (1925, 389f.) führt eine Reihe *i*-haltiger Wörter aus verschiedenen Sprachen an, die b-ikonisch sein sollen. Dabei haben die meisten seiner Beispiele (*little, petit, piccolo*, ung. *kis, minor, mikros* usw.) *a*-haltige Antonyme. In der Syntax dominiert ebenfalls die D-Ikonizität (DOTTER 1990, 122).

„Denn Püppi ist ganz Pappis Kind.“ (Günter de Bruyn: Neue Herrlichkeit, S. 6) Vereinfacht formalisiert:¹⁸ R (Kleinheit, Größe) → R (hohe Vokale, tiefe Vokale).

Wir können nun den Peirceschen Begriff der D-Ikonizität und die entsprechende Stelle bei Saussure zusammenfügen. Das Ergebnis lautet so: Der Geist bringt (u.a.) D-Ikonizität (= ein Prinzip der Ordnung und Regelmäßigkeit) in einen Teil der Zeichen. Da aber Ikonizität eine Beziehung ist, nämlich eine zwischen motivierten und motivierenden Relationen (zwischen *the parts of one diagram* und *the parts of one thing*), muß Saussures „Geist“ zumindest z.T. aus motivierenden Relationen bestehen. Unsere ersten beiden Fragen erweisen sich also als eine einzige Frage, die nur aus zwei Perspektiven gestellt wurde: Was für relationale Eigenschaften des „Geistes“ können den Akt der Zeichenbildung motivieren? Oder aus der anderen Perspektive: Was für Typen von Relationen, die durch relationale Eigenschaften des „Geistes“ motiviert werden können, sind für natürliche Sprachen charakteristisch?

An diesem Punkt kreuzen sich die Autobahnen der Zeichenfrage und der Gegenstandsfrage: Um unsere semiotische Fragestellung, d.h. die Frage nach der Ikonizität, mit der Gegenstandsfrage in Einklang zu bringen, soll der schillernde Begriff ‚Geist‘ durch die Formulierung ‚biologisch erzeugte Grundlagen des Sprechens‘ ersetzt werden.¹⁹ Demnach bilden die motivierenden Relationen eine Teilmenge der biologisch erzeugten Grundlagen des Sprechens.²⁰ Somit wird eine Antwort auch auf die Frage, was es heißt, daß die Linguistik die biologischen Grundlagen des Sprechens ernstzunehmen habe, möglich. Dies bedeutet, daß man ein für allemal Abschied nehmen muß von dem merkwürdigen systemlinguistischen Konstrukt des idealen Sprechers, der weder Augen noch Ohren hat und dem kein biologisch determiniertes Erkennen eigen ist, kurz: von dem Sprecher, der hirnlos, d.h. ohne Zentralnervensystem, dahinvegetiert (vgl. MAYERTHALER 1980, 36, Anm. 5). Somit kommen wir bei der in unserem Sinne umformulierten Saussure-Peirce-Frage an: *Gibt es typische²¹ menschliche Eigenschaften, die für ikonische Relationen in natürlichen Sprachen verantwortlich gemacht werden können?*²² Diese Frage läßt sich mit Ja beantworten, was durch die folgende Kostprobe untermauert werden soll:

18 Hier u.i.w. gelten folgende Darstellungskonventionen: $x \rightarrow y = x$ motiviert y ; $R(x, y) =$ Relation zwischen x und y .

19 Dies ist möglich, da wir uns nur auf die sprachbezogenen Aspekte des ‚Geistes‘ beschränken.

20 Es kann hier nur angedeutet werden, daß „biologisch“ keinesfalls im Gegensatz zu „historisch-sozial“ verstanden wird. Nach radikal konstruktivistischer Auffassung erzeugen und reproduzieren Biologisches und Soziales sich ständig, so daß Lebewesen spätestens vom Augenblick der Geburt an keine Phänomenbereiche mehr aufweisen, die rein biologisch oder rein sozial charakterisierbar wären.

21 Die Bezeichnung ‚prototypisch‘ wird in der linguistischen Literatur m.E. oft auch in den Fällen benutzt, wo einfach von ‚typisch, durchschnittlich, normal‘ die Rede ist. Da ich in der vorliegenden Arbeit auf keine der Prototypentheorien Bezug neh-

me, besteht kein Grund, einen Pseudo-Terminus einzuführen.

22 In einer trendbewußten Arbeit würde für „menschliche Eigenschaften“ vermutlich „kognitive Elemente, Strukturen und Prozesse“ oder dergl. stehen. „Menschliche Eigenschaften“ umfassen in meiner Lesart alle Charakteristika menschlichen Erkennens – inklusive der Wahrnehmung – und auch weitere biologisch determinierte Eigenschaften, die ihrerseits das Erkennen – inklusive der Wahrnehmung – determinieren (z.B. die Position der Wahrnehmungsorgane; ob jemand Rechtshänder oder Linkshänder ist usw.). Außerdem ist das Wort *kognitiv* dermaßen ausgehöhlt und abgenutzt, daß hinter ihm sowohl grundverschiedene Theorien als auch praktisch jedwede konzeptuelle Leere und erkenntnistheoretische Ignoranz versteckt werden können.

(1) JAKOBSON (1966, 27) notiert, daß eine ikonische Beziehung besteht zwischen dem zeitlichen Ablauf von Ereignissen und der Reihenfolge, in der die auf sie referierenden Zeichen(gruppen) geäußert werden:²³ *Veni, vidi, vici*. Motiviert wird die Reihenfolge der Sprachzeichen zwar tatsächlich durch das Nacheinander der außersprachlichen Ereignisse, aber ermöglicht wird diese Art Motivation erst durch die typische Eigenschaft des Menschen, Ereignisse zeitlich anzuordnen bzw. sie sich ohne zeitliche Anordnung gar nicht vorstellen zu können.²⁴ Wäre dieses Prinzip nicht am Werke, hätte das gravierende Konsequenzen auch für die Literatur: „Die Dunkelheit landete und bewegte sich langsam gegen Norden.“ (Ilse Aichinger: *Die größere Hoffnung*, S. 5) Die Temporaladverbien, die zur Klarstellung der zeitlichen Verhältnisse eingefügt werden müßten, würden die schöne Metapher kaputtmachen: „*Zuerst* landete die Dunkelheit und *dann* bewegte sie sich langsam gegen Norden.“

(2) Ein weiteres ikonisches Prinzip ist das sog. Erste Behaghelsche Gesetz (BEHAGHEL 1932, 4): „Das oberste Gesetz ist dieses, daß das geistig eng Zusammengehörige auch eng zusammengestellt wird“: „Dieser Scholsdorff war, obwohl damals erst einunddreißig Jahre alt, von allen, auch den schärfsten Musterungskommissionen [...] als untauglich bezeichnet worden, obwohl kein organisches Leiden ihm anhaftete, lediglich, weil er so extrem zart, sensibel und nervös war, daß man es nicht mit ihm riskieren wollte [...].“ (Heinrich Böll: *Gruppenbild mit Dame*, S. 130) Der zeitliche Ablauf (vgl. [1]) würde ja auch die folgende Gruppierung der Zeichen – die Vertauschung der beiden *obwohl*-Sätze – logisch äquivalent machen: „Dieser Scholsdorff war, obwohl kein organisches Leiden ihm anhaftete, von allen, auch den schärfsten Musterungskommissionen [...] als untauglich bezeichnet worden, obwohl damals erst einunddreißig Jahre alt, lediglich, weil er so extrem zart, sensibel und nervös war, daß man es nicht mit ihm riskieren wollte [...].“ Aber die Charakterisierung des Gesundheitszustandes von Scholsdorff (*kein organisches Leiden*) und die Angaben zu seiner physischen und psychischen Verfassung (*extrem zart, sensibel und nervös*) gehören zusammen, weshalb sie in aufeinander folgenden Gliedsätzen besser aufgehoben sind. Auch die Reihenfolge der Adjektive in einer Substantivgruppe gehorcht dem Ersten Behaghelschen Gesetz: *eine uneingeschränkte persönliche Macht; an unlimited personal power; un pouvoir personnel illimité* (ASKEDAL 1993, 15).

Im Deutschen kann die unterschiedliche semantische Nähe zweier oder mehrerer Adjektive zum substantivischen Kern sogar durch Flexionswechsel ikonisch gekennzeichnet werden (Beispiel in LJUNGERUD 1955, 257): „Vitamingaben ändern nichts an weiterem leichten Gewichtsverlust.“ (Thomas Mann: *Die Entstehung des Doktor Faustus*) Die nichtparallele Adjektivdeklinaton, die ja normativ – trotz Thomas Mann und ähnlicher Dichtierzweige – angeprangert wird, kann die sog. Einschließung²⁵ ikonisch sym-

23 Auch in der „Erweiterungsgruppe“ (= in koordinierten Wortverbindungen) wird nach BEHAGHEL (1928, 368) die Anordnung der Glieder durch die zeitliche Folge mitbestimmt: *Blitz und Schlag, Brief und Siegel, auf und ab, früh und spät* usw.

24 Bereits Julius Caesar Scaliger äußert in „*De causis linguae latinae...*“ (1540), daß die Abfolge der Teile einer Äußerung die Abfolge der entsprechenden

Bewußtseinskonzepte spiegeln soll (GARDT 1994, 67).

25 Semantisch bezieht *weiter-* sich nicht nur aufs Substantiv, sondern schließt auch das Adjektiv *leicht-* ein. Daher würde die Kette *an leichtem weiterem Gewichtsverlust* bereits durch die Reihenfolge der Adjektive eine inkorrekte semantische Interpretation erzeugen.

bolisieren. Hier handelt es sich also um eine Verdopplung der Ikonizität, die zur Entstehung einer transitiven ikonischen Relation führt: semantische Nähe → lineare Nähe → flexivische Kodierung. Das Prinzip, das semantisch Zusammengehöriges auch in der linearen Zeichenabfolge zusammenbringt, dürfte mit unserer typischen Eigenschaft zu tun haben, einordnend/klassifizierend zu erkennen, d.h. Wahrnehmen gänzlich ins Erkennen, das eine Funktion der Struktur des Organismus ist, zu integrieren.²⁶

Die zwei genannten ikonischen Prinzipien entsprechen bei COSERIU (1987, 4) dem Prinzip der „angemessenen Anordnung“, das eine der universellen Normen des Sprechens ist. Das Prinzip der „angemessenen Anordnung“ kann – wie jedes Prinzip – sowohl normgemäß, d.h. in grammatischen Konstruktionen, als auch okkasionell, z.B. in literarischen Werken, verletzt werden. Die normgemäße Verletzung signalisiert u.a., daß Sprechen und Erkennen mehrdimensionale Phänomene sind, die nicht mit eindimensionalen Gesetzen und zweidimensionalen Strukturbäumen erklärt werden können. Sog. Klammerungsparadoxe (SCHMIDT 1993, 232ff.) wie [*der [klinische Medizin]student*] enthalten zwar unangemessen angeordnete Glieder, ihre Bildung entspricht aber durchaus einem anderen Prinzip, das das Sprechen mitsteuert und das in Anlehnung an LÜDTKE (1980, 5) das Optimierungsprinzip genannt werden könnte: Der Sprecher will sein Kommunikationsziel durch Minimierung des artikulatorischen und intellektuellen Arbeitsaufwandes erreichen. Da er im Normalfall mit einem kooperativen Hörer rechnen kann, der ja weiß, daß es keine Medizinstudenten gibt, die klinisch sind, daß es aber sehr wohl welche gibt, die klinische Medizin studieren, kann er auf die artikulatorisch längere Version (*der Student der klinischen Medizin*) verzichten. Diese Lösung bedeutet, daß auch der intellektuelle Arbeitsaufwand gering gehalten wird. Denn während das Klammerungsparadox durch einfache Linkserweiterung (*klinische*) eines lexikalisierten Kompositums (*der Medizinstudent*) entsteht, bedarf die Bildung von *der Student der klinischen Medizin* einer rekursiven Attribuierung, die sowohl eine Linkserweiterung von *Medizin* als auch eine Rechtserweiterung von *der Student* beinhaltet.

Die okkasionelle Verletzung kann u.a. besondere Effekte, die genannte Mehrdimensionalität oder eben nur die einfache Tatsache signalisieren, daß nicht alles auf der Welt in zeitlicher und/oder semantischer Abfolge angeordnet werden kann/soll: »Wenn Sie jetzt nicht unterschreiben –«, Ellen suchte nach einer schweren Drohung. Ihre Zähne schlugen aufeinander. »Dann will ich ein Delphin sein [...]! (Ilse Aichinger: *Die größere Hoffnung*, S. 11f.)

Die Unterbrechung des Zitats durch den Kommentar widerspricht und gehorcht zugleich dem Prinzip der angemessenen Anordnung. Denn es stimmt zwar die zeitliche Anordnung, aber die angemessene Realisierung der semantischen Anordnung (der logischen *wenn-dann*-Relation) mußte unterbrochen werden, um eben die zeitliche Anordnung angemessen realisieren zu können. Äußerung und Meta-Äußerung – zwei verschiedene semantische Ebenen – wurden zeitlich ineinandergeflochten.

26 Im Sinne der ‚funktionalistischen‘ Tradition des Spracherwerbs (z.B. Piaget-Schule, Brown, Bruner) gehen Konzeptualisierung, Klassenbildung und kategoriale Unterscheidung dem Erwerb des Sprechens

voraus (KNOBLOCH 1988a, 143). (Zur Unterscheidung von ‚Spracherwerb‘ und ‚Sprecherwerb/Erwerb des Sprechens‘ vgl. ÁGEL 1995.)

Es sollte nicht der Eindruck entstehen, daß sich ikonische Beziehungen ausschließlich auf die Reihenfolge von Sätzen/Teilsätzen und die Nähe von Konstituenten beziehen. Im folgenden sollen daher einige andere Typen erwähnt werden:

(3) In natürlichen Sprachen gibt es viele Arten von Wiederholungen, die sowohl Zusammengehörigkeit als auch verschiedene Typen von Intensitäten ikonisch symbolisieren können. Einige Beispiele:

(a) Die morpheminterne Lautverdopplung in *Zwilling* symbolisiert zwei Referenten in ihrer symmetrischen Zusammengehörigkeit (MORAVCSIK 1980, 23);²⁷

(b) die paradigmatische Zusammengehörigkeit der recht verschiedenen Instrumentalis-Flexive des Polnischen wird durch die Nasalität des letzten Lautes – Vokals oder Konsonanten – des jeweiligen Flexivs angezeigt (JAKOBSON 1966);

(c) die Reduplikation – Wiederholung des durch den Reduktionsvokal erweiterten Anfangskonsonanten der Wurzel (z.B. got. *haita* ‚ich heiße‘, *halhait* ‚ich/er hieß‘) – signalisiert eine asymmetrische Zusammengehörigkeit: Präteritum als morphologisch abgeleitete Kategorie und Präsens als morphologische Basiskategorie bilden ein Paradigma;²⁸

(d) die semantische Zusammengehörigkeit kann auch durch flexivische Wiederholungen gekennzeichnet werden:

tantae molis erat Romanam condere gentem (Vergil)
 viel_{gen} Mühe_{gen} war römisches_{acc} gründen Volk_{acc}
 ‚Es kostete viel Mühe, das römische Volk zu gründen‘

(e) die Konstituentenwiederholung drückt in allen Sprachen die Kontinuität/Dauer eines Ereignisses (*He walked and walked*) und/oder Intensität (*sehr, sehr hell*) aus (MORAVCSIK 1980, 27);

(f) D-ikonische Wiederholungen gibt es auch in der Schrift (PLANK 1979, 126): §§, pp., ff., I-II-III. D-ikonisch ist auch das Verhältnis mancher Groß- und Kleinbuchstaben (*k-K; s-S*), was deshalb besonders interessant ist, weil hier durch bloße Graphemvergrößerung Zusammengehörigkeit und Intensität in einem Zug ausgedrückt werden.

Typen von D-ikonischen Beziehungen gibt es auf allen Rängen der Sprache zuhauf. Da aus literaturwissenschaftlicher Sicht neben Phonologie und Syntax wohl der Wortschatz am interessantesten ist, gehe ich noch auf einige lexikalische Ikonizitäten ein:

(4) Da der durchschnittliche Mensch „aus Gründen der Organisation seines Nervensystems“ (MAYERTHALER 1980, 24) Rechtshänder ist, hat in allen Sprachen RECHTS eine positive und LINKS eine negative Konnotation. Vgl. dt. *Recht, richtig, recht haben* vs. *link (linke Tour, linker Typ), zwei linke Hände haben, Ehe zur linken Hand, linkisch, jmdn. linken*.

(5) Da der biologisch normale Mensch die Augen vorne hat, kann er nicht beobachten, was hinten (= hinter seinem Rücken) passiert. Daher ist das Vorkommen von *Rücken* in den folgenden Redewendungen motiviert: *jmdm. den Rücken decken* (die Vorderseite,

27 Das Wort *Drilling*, das analog zu *Zwilling* gebildet wurde, hebt die Ikonizität von *Zwilling* nur scheinbar auf. In Wirklichkeit entsteht auch hier eine doppelte – diesmal aber nicht transitive – ikonische Relation: *Zwilling* (symmetrische Zusammengehörigkeit → Lautverdopplung) → *Drilling*.

28 Reduplikation kann als eine Art „sound-symbolic ablaut“ angesehen werden, der nach JAKOBSON/WAUGH (1979, 200) in Nordwest-Amerika am verbreitetsten ist.

wo die Augen sind, kann man ja selber, ohne fremde Hilfe, schützen); *jmdm. den Rücken kehren* (d.h., von jmdm. die Augen abwenden und ihm somit perzeptive und intellektuelle Aufmerksamkeit entziehen); *jmdm. den Rücken stärken* (die Vorderseite, wo die Augen sind, kann man ja selber überwachen); *jmdm. in den Rücken fallen; im Rücken des Feindes; er hat mächtige Gönner im Rücken* usw.

(6) Da der biologisch normale Mensch die Augen oben hat, ist für ihn Vertikalität eine OBEN-UNTEN-Beziehung (und keine UNTEN-OBEN-Beziehung, vgl. MAYER-THALER 1980). Deshalb steht bei Wortpaaren, die eine vertikale Relation ausdrücken, normalerweise das Wort für OBEN vorne, es handelt sich also um irreversible Binomiale: *auf und ab, Berg und Tal, Höhen und Tiefen, Kopf und Kragen, Hand und Fuß, Aufstieg und Fall, von oben bis unten, Hemd und Hose, Jacke wie Hose, Herz und Nieren, heben und senken, Himmel und Hölle, vom Scheitel bis zur Sohle* usw. (PLANK 1979, 140f.). Die zwei Ausnahmen im Deutschen (*drunter und drüber, Hals über Kopf*) sind nur scheinbare Ausnahmen. Denn während die OBEN-UNTEN-Reihenfolge die normale Blickrichtung des Menschen, d.h. den normalen Lauf der Dinge, ikonisch symbolisiert, symbolisiert die Umkehrung der Reihenfolge eben den abnormalen Lauf der Dinge, d.h. Unordnung (ebenda). Die Umkehrung der Reihenfolge ist also ebenfalls ikonisch, sie bildet eben nur Abweichungen vom Normalen ikonisch ab.

3. Analyse eines Jandl-Gedichts

Nach JAKOBSON stammte das Lieblingszitat von Peirce vom Modisten John of Salisbury: *Nominantur singularia, sed universalia significantur* (1966, 36). Dieser Satz erhellt wie kein anderer, wie abwegig es wäre, Arbitrarität und Ikonizität gegeneinander auszuspielen. Denn es liegt in der Natur des Akts der Zeichenbildung, daß es nur in den seltensten Fällen – und auch in diesen nur z.T. – möglich ist, die Bildung des einfachen Zeichens derart zu motivieren, daß dabei auch das gebildete einfache Zeichen inhärent (teil)motiviert (nicht (ganz) arbiträr) wird. Aus der schlichten Tatsache, daß die „singularia“ immer benannt werden müssen (= und nicht von Natur gegeben sind), folgt also, daß auf dieser ‚singulär-synthetischen‘ Ebene die Arbitrarität vorherrscht. Es liegt aber ebenfalls in der Natur des Akts der Zeichenbildung, d.h. – wie gezeigt – letztendlich in der ‚Natur‘ des Menschen, daß es in den meisten Fällen möglich und auch notwendig ist, die Bildung komplexer Zeichen derart zu motivieren, daß dabei auch das einfache Zeichen in mehrdimensionale Motivationsstrukturen integriert wird. Aus der schlichten Tatsache, daß die „singularia“ immer in „universalia“ eingebettet entstehen bzw. verwendet werden, folgt also, daß auf dieser ‚universal-synthetischen‘ Ebene die Ikonizität vorherrscht.

Die Ikonizität spielt sich in Texten, in denen nicht die poetische Funktion (JAKOBSON 1960) dominiert, vorwiegend ‚hinter den Kulissen‘ ab, d.h., der Hörerleser ist sich der ikonischen Bezüge des Textes meist nicht bewußt. Daraus folgt, daß in poetischen Texten die Möglichkeit und zugleich die Notwendigkeit besteht, die Kulissen des normalen Sprechens abzubauen, den Hintergrund in den Vordergrund treten zu lassen und so ein ikonisches Spiel zu inszenieren. Genau darum geht es m.E. in folgendem Gedicht (*Augenspiel*, S. 67):

Ernst Jandl: zweierlei handzeichen

ich bekreuzige mich/ vor jeder kirche/ ich bezwetschkige mich/ vor jedem obstgarten

wie ich ersteres tue/ weiß jeder katholik/ wie ich letzteres tue/ ich allein

In der 1. Strophe gibt es eine ikonische Relation zwischen *kreuz* und *sich bekreuzigen* (vgl. Saussures relative Motiviertheit via assoziative Beziehungen). Analog dazu wird via Wortbildung eine zweite zwischen *zwetschken* und *sich bezwetschkigen* geschaffen (vgl. Peirces D-Ikonizität), ohne daß der Leser weiß, was unter ‚*sich bezwetschkigen*‘ zu verstehen ist. Die Analogie zwischen der konventionellen ikonischen Relation (*kreuz/ sich bekreuzigen*) und der okkasionellen ikonischen Relation (*zwetschken/ sich bezwetschkigen*) wird in jeder der Relationen durch assoziative Drittglieder (*kirche* und *obstgarten*) verstärkt. Die ikonische Relation zwischen *kreuz* und *sich bekreuzigen* ist lexikalisiert und daher öffentlich, die zwischen *zwetschken* und *sich bezwetschkigen* hingegen 100% kontext-determiniert und daher privat: die letztere Relation hat außerhalb dieses Kontextes keinerlei Gültigkeit. Die strikte Kontextdeterminiertheit des Ikons *sich bezwetschkigen* kann gegen den linguistischen Strich, aber ganz im Sinne einer Linguistik des Sprechens auch folgendermaßen ausgedrückt werden: Das Verb *sich bezwetschkigen* verfügt zwar über eine aktuelle, aber nicht über eine lexikalische Bedeutung.²⁹ Das ist die noch linguistischere Formulierung dessen, daß das Ikon *sich bezwetschkigen* 100% privater, nichtnormierter Natur ist.

Nach der Lektüre der 1. Strophe erwartet der Leser vielleicht, daß das Geheimnis des unbekanntenen zwetschkenbezogenen Handzeichens gelüftet wird. Aber Jandl ist kein schlechter Dichter und überdies ein guter Semiotiker: Mit der 2. Strophe bekräftigt er nur, daß die linguistische Analyse der 1. Strophe, die auf eine Spannung zwischen Öffentlichem/Konventionalisiertem einerseits und Privatem/Individuellem andererseits hinauslief, richtig war. Er bildet nämlich die in der 1. Strophe aufgebaute Relation zwischen ÖFFENTLICH und PRIVAT durch die Relation zwischen den Zeichen-gruppen *weiß jeder katholik* und [*weiß*] *ich allein* ikonisch ab. Und das Private, das er in der 1. Strophe durch frühere ikonische Dimensionen aufgebaut hat, will er auch in der 2. nicht aufgeben, sondern für sich behalten (*wie ich letzteres tue* [*weiß*] *ich allein*). Er führt den Leser, der sich im Gedicht fleißig vorwärtsgearbeitet und dabei gedacht hat, er könnte dem Dichter am Ende vielleicht doch in die Karten schauen, hinters Licht.

Die fünf ikonischen Dimensionen des Gedichts können wie folgt zusammengefaßt werden:

1. *kreuz* → *sich bekreuzigen*
2. R (*kreuz, sich bekreuzigen*) → R (*zwetschken, sich bezwetschkigen*)
3. *zwetschken* → *sich bezwetschkigen*
4. R (1, 3) → R (ÖFFENTLICH, PRIVAT)
5. R (ÖFFENTLICH, PRIVAT) → R (*weiß jeder katholik, [weiß] ich allein*)

²⁹ Die Unterscheidung zwischen aktueller und lexikalischer Bedeutung geht auf SCHMIDT ⁵1986 zurück.

4. Schlußbetrachtung

Für den sprachtheoretisch bzw. semiotisch interessierten Leser wird der Aufsatz nur wenig Neues enthalten haben. Angesichts der Zielsetzung der Arbeit, einen bescheidenen Beitrag zum Bau ‚interdisziplinärer Autobahnen‘ zu leisten und die z.T. ‚arbiträre‘ Beziehung der Literaturwissenschaft zur Linguistik ein wenig zu ‚motivieren‘, ist dies jedoch wohl zu entschuldigen. Der Wunsch, zur ‚linguistischen Motivierung‘ der Literaturwissenschaft beizutragen, ist allerdings nur in Verbindung mit Selbstkritischem angebracht. Denn nicht nur der Literaturwissenschaftler, dem die Probleme der Linguistik gleichgültig sind und der die Methoden der Linguistik ignoriert, sei ein schillernder Anachronismus. Genauso anachronistisch sei der Linguist, der keine Ohren für die poetische Funktion der Sprache hat. Mit diesen Aussagen, die nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt haben, schließt Roman JAKOBSON seinen (auto)bahnbrechenden Aufsatz von vor 35 Jahren (1960, 377).

Das Stichwort *bescheidener Beitrag* ist aber auch noch in einer anderen Hinsicht angebracht. Ikonizität ist nämlich nur ein Aspekt, unter dem literarische Texte linguistisch und semiotisch betrachtet werden können. Außerdem ist Ikonizität keine literatur-spezifische Gegebenheit, sie wird ja in allen Varietäten und Textsorten verwendet, in manchen sogar regelrecht ausgeschlachtet (Werbesprache). Auch generell führt die strukturelle Stilisierung (Ikone, Tropen) alleine meist noch zu keiner Poetizität. Umgekehrt hängt die Literarizität von Texten nicht bzw. nur selten (s. Jandl) an deren Ikonizität, auch nicht (bzw. nur selten) an der Realisierung anderer strukturellen Möglichkeiten.

Quellen

- Ilse Aichinger: Die größere Hoffnung. Roman, Frankfurt a.M. 1974.
 Heinrich Böll: Gruppenbild mit Dame. Roman, München 1974.
 Günter de Bruyn: Neue Herrlichkeit. Roman, Halle, Leipzig 1985.
 Ernst Jandl: Augenspiel, Berlin ³1988.

Literaturverzeichnis

- ÁGEL, V. (1996): Ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprache? In: A. Kertész (Hrsg.): Kognitive Linguistik in philosophischer Sicht, Frankfurt a.M. u.a.
 – (1995): Überlegungen zum Gegenstand einer radikal konstruktivistischen Linguistik und Grammatik. In: Ders., R. Brdar-Szabó (Hrsg.): Grammatik und deutsche Grammatiken, Budapest 1993, Tübingen, S. 3-22.
 ASKEDAL, J.O. (1993): Über Arbitrarität und Ikonizität von Sprachzeichen. In: Ch. Küper (Hrsg.): Von der Sprache zur Literatur, Tübingen, S. 13-22.
 BEHAGHEL, O. (1928; 1932): Deutsche Syntax, Bde 3-4, Heidelberg.
 CHRISTMANN, H.H. (1985): Arbitrarität und Nicht-Arbitrarität im Widerstreit – Zur Geschichte der Auffassung von sprachlichen Zeichen. In: ZPSK 38, S. 83-99.
 COSERIU, E. (1968): L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen 204, S. 81-112.
 – (1974): Synchronie, Diachronie und Geschichte, München.

- (1975): System, Norm und Rede. In: Ders.: Sprachtheorie und Allgemeine Sprachwissenschaft. 5 Studien, München, S. 11-101.
- (1980): Vom Primat der Geschichte. In: Sprachwissenschaft 5, S. 125-145.
- (1987): Logik der Sprache und Logik der Grammatik. In: Ders.: Formen und Funktionen, Tübingen, S. 1-23.
- (1988): Sprachkompetenz, Tübingen.
- DOTTER, F. (1990): Nichtarbitrarität und Ikonizität in der Syntax, Hamburg.
- EBERT, R.P. (1993): Syntax. In: Ders., O. Reichmann, H.-J. Solms, K.-P. Wegera: Frühneuhochdeutsche Grammatik, Tübingen, S. 313-484.
- ERBEN, J. (1985): Syntax des Frühneuhochdeutschen. In: W. Besch, O. Reichmann, St. Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte, 2. Halbbd., Berlin, New York, S. 1341-1348.
- FREI, H. (1974): Le mythe de l'arbitraire absolu. In: R. Amacker, T. Mauro, L.J. Prieto (Hrsg.): Studi saussuriani per Robert Godel, Bologna, S. 121-131.
- GARDT, A. (1994): Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung, Berlin, New York.
- GROSSE, S. (1985): Syntax des Mittelhochdeutschen. In: W. Besch, O. Reichmann, St. Sonderegger (Hrsg.): Sprachgeschichte, 2. Halbbd., Berlin, New York, S. 1153-1159.
- HAIMAN, J. (Hrsg.) (1985): Iconicity in Syntax, Amsterdam, Philadelphia.
- (1993): Iconicity. In: J. Jacobs, A. Stechow, W. von Steinfeld, Th. Vennemann (Hrsg.): Syntax, 1. Halbbd., Berlin, New York, S. 896-904.
- HEESCHEN, C. (1974): Grundfragen der Linguistik, Stuttgart u.a.
- JAKOBSON, R. (1960): Linguistics and Poetics. In: Th.A. Sebeok (Hrsg.): Style in Language, Cambridge, Mass., S. 350-377.
- (1966): Quest for the Essence of Language. In: Diogenes 51, S. 21-37.
- /L.R. WAUGH (1979): The sound shape of language, Brighton.
- JÄGER, L. (1978): F. de Saussures semiologische Begründung der Sprachtheorie. In: ZGL 6, S. 18 bis 30.
- (1993): „Language, what ever that may be.“ Die Geschichte der Sprachwissenschaft als Erosionsgeschichte ihres Gegenstandes. In: Zs.f. SW 12, S. 77-106.
- JESPERSEN, O. (1925): Die Sprache. Ihre Natur, Entwicklung und Entstehung, übers. aus dem Engl. v. R. Hittmair, K. Waibel, Heidelberg.
- KELLER, R. (1990): Sprachwandel, Tübingen.
- (1995): Zeichentheorie, Tübingen.
- KNOBLOCH, C. (1988): Sprache als Technik der Rede, Frankfurt a.M. u.a.
- (1988a): Das Wortartenproblem in Sprachpsychologie und Spracherwerbsforschung. In: Ders. 1988, S. 131-161.
- KUBCZAK, H. (1994): Sind alle Sprachzeichen arbiträr und konventionell? In: DS 22, S. 138-151.
- LJUNGERUD, I. (1955): Zur Nominalflexion in der deutschen Literatursprache nach 1900, Lund, Kopenhagen.
- LÜDTKE, H. (1980): Sprachwandel als universales Phänomen. In: Ders. (Hrsg.): Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels, Berlin, New York, S. 1-19.
- MARTINET, A. (1963): Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft, Stuttgart u.a.
- MAYERTHALER, W. (1980): Ikonismus in der Morphologie. In: Zs. f. Semiotik 2, S. 19-37.
- MORAVCSIK, E. (1980): Some crosslinguistic generalizations about motivated symbolism. In: G. Bretschneider, Ch. Lehmann (Hrsg.): Wege zur Universalienforschung, Tübingen, S. 23-28.
- NITTA, H. (1987): Zur Erforschung der ‚uneigentlichen‘ Zusammensetzungen im Frühneuhochdeutschen. In: ZfdPh 106, S. 400-416.
- PAVLOV, V.M. (1995): Die Form-Funktion-Beziehungen in der deutschen substantivischen Zusammensetzung als Gegenstand der systemorientierten Sprachgeschichtsforschung. In: A. Gardt, K.J. Mattheier, O. Reichmann (Hrsg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien, Tübingen, S. 103-125.

- PEIRCE, CH.S. (1960): Collected Papers of Charles Sanders Peirce I-II, ed. by Ch. Hartshorne, P. Weiss, Cambridge, Mass.
- PLANK, F. (1979): Ikonisierung und De-Ikonisierung als Prinzipien des Sprachwandels. In: Sprachwissenschaft 4, S. 121-158.
- RIJLAARSDAM, J.C. (1978): Platon über die Sprache, Utrecht.
- SAUSSURE, F. DE (²1967): Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft, hrsg. v. Ch. Bally, A. Sechehaye, übers. v. H. Lommel, Berlin.
- SCHMIDT, J.E. (1993): Die deutsche Substantivgruppe und die Attribuierungskomplikation, Tübingen.
- SCHMIDT, W. (³1986): Lexikalische und aktuelle Bedeutung, Berlin.
- VATER, H. (1994): Einführung in die Sprachwissenschaft, München.
- VIGENER, G. (1979): Die zeichentheoretischen Entwürfe von F. de Saussure und Ch. S. Peirce als Grundlagen einer linguistischen Pragmatik, Tübingen.
- WHITNEY, W.D. (1876): Leben und Wachstum der Sprache, übers. v. A. Leskien, Leipzig.

Anschrift des Verfassers: HD. Dr. Vilmos Ágel, Lehrstuhl für Germanistische Linguistik, Loránd-Eötvös-Universität, Ajtósi Dürer sor 19-21, H-1146 Budapest

KAI LUEHRS

Bedeutung und Bedeutungsverlust des „trosas iasetai“ im Werk von Botho Strauß

Telephos, der Sohn des Herakles und der Auge, wurde im Kampf von der Lanze des Achilleus verwundet. Die Wunde heilte nicht. Da befragte Telephos das Orakel des Apollon. Die Auskunft des Orakels lautete: „ὁ τρώσας ἰάσεται (ho trosas iasetai)“. *Der (bzw. das) Verwundende heilt.*¹ Telephos machte sich auf den Weg zu Achilleus. Nachdem man Rost von der Lanze des Feindes geschabt und diesen in die Wunde gestreut hatte,² heilte sie.

I. Schon Sigmund Freud bemerkte, daß „der Glaube an ein magisches Band, welches das Schicksal einer Wunde mit dem der Waffe verknüpft, durch welche sie hervorgerufen wurde, unverändert durch Jahrtausende zu verfolgen“ ist.³ Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich das Motiv der spezifischen Heilung einer Wirkung durch ihre

1 Theokrit 12. 25, Euripides frg. 700. Vgl. Karl Kerényi: Die Mythologie der Griechen, Bd. 2; Die Heroen-Geschichten, München 1966, S. 264.

2 Diese Variante wenigstens wird in dem Fragment des Euripides berichtet. Vgl. K. Kerényi (wie Anm. 1), S. 265.

3 Sigmund Freud: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet, Bd. 9, London, Frankfurt a.M. 1978, S. 101f. (fortan zitiert: FGW).